

DER SCHOCK DER „GRANDE GUERRE“

Frankreich im Ersten Weltkrieg

DANIEL MOLLENHAUER || Bis heute wird der Erste Weltkrieg in Frankreich „La Grande Guerre“, der „große Krieg“ genannt. Die Erinnerung an ihn ist unverändert lebendig: Filme, Comics und neu eröffnete Museen zeugen ebenso davon wie die zahlreichen Gedenkveranstaltungen, die im Jubiläumsjahr 2014 geplant sind. Was aber bedeutete der Krieg für Frankreich? Und was bedeutet er heute? Auf diese Fragen versucht der vorliegende Beitrag eine Antwort zu geben.

Als Lazare (eigentlich: Lazzaro) Ponticelli 1897 in einem kleinen Dorf in der italienischen Emilia-Romagna geboren wurde, deutete nichts darauf hin, dass ihm gut 110 Jahre später einmal die Ehre eines französischen Staatsbegräbnisses zuteil werden sollte. Diese hatte er der Tatsache zu verdanken, dass er sich 1914 bei Ausbruch des Ersten Weltkrieges als Freiwilliger in der Fremdenlegion engagiert hatte. Lazare Ponticelli überlebte den Krieg – und zwar länger als jeder andere seiner ehemaligen Kameraden. Seit Januar 2008 war er schließlich der letzte Veteran des „Großen Krieges“, der noch am Leben war: „Le dernier poilu“. Sein Tod am 12. März 2008 war ein Ereignis, das landesweit für Aufmerksamkeit sorgte. Fünf Tage später fand im Invalidendom mit großem Pomp und in Anwesenheit des Präsidenten der Republik, Nicolas Sarkozy, das Staatsbegräbnis statt.¹

Der mutmaßlich letzte deutsche Weltkriegsveteran, der Oberlandesgerichtsrat a. D. Dr. Erich Kästner, ist ebenfalls 2008, nur wenige Wochen vor Ponticelli, gestorben – sein Tod jedoch ist von der Öffentlichkeit vollkommen unbemerkt geblieben.² Niemand wäre hierzulande auf die Idee gekommen, ihm zu Ehren eine Schweigeminute in allen Schulen des Landes einzurichten. Wie ist diese auffällige deutsch-französische Asymmetrie zu erklären? Woran liegt es, dass

der Erste Weltkrieg, „la Grande Guerre“, im französischen kollektiven Gedächtnis einen so viel größeren Stellenwert besitzt als in Deutschland? Was bedeutete der Krieg für Frankreich?³

DER WELTKRIEG IN FRANKREICH

Frankreich war – im Unterschied zu Deutschland – nicht nur Kriegsteilnehmer, sondern gleichzeitig auch Kriegsschauplatz. Diese scheinbar banale Feststellung war für die französische Wahrnehmung und Deutung des Krieges schon bei den Zeitgenossen von fundamentaler Bedeutung, und sie ist es bis heute geblieben. Von August 1914 bis November 1918 fand das Kriegsgeschehen auf französischem Territorium statt, trugen die Schlachten der Westfront französische Namen, waren es französische Landschaften, die von den hin und her wogenden Angriffen und Gegenangriffen verwüstet, französische Städte, die vom Artilleriebeschuss zerstört wurden. Und es war die französische Hauptstadt Paris, die zweimal, nämlich im Spätsommer 1914 und erneut im Frühjahr 1918, in die Reichweite der deutschen Geschütze kam. Die Materialität des Krieges und die existenzielle Bedrohung, die der Krieg für den Fortbestand der eigenen Nation bedeutete, waren dadurch für Franzosen sehr viel unmittelbarer spürbar als dies etwa für Engländer oder

auch für Deutsche der Fall war. „Les Allemands sont à Noyon“: Die Deutschen sind in Noyon, einer Kleinstadt nordöstlich von Paris, keine 100 km vom Zentrum des französischen Staates entfernt. Auf diese Formel, die er von 1914 bis 1917 gebetsmühenhaft in seiner Zeitung „L’homme enchaîné“ wiederholte, brachte Georges Clemenceau die Situation⁴ – und er drückte damit eine Grundtatsache der französischen Kriegserfahrung aus.

Der französische Versuch, den Krieg durch offensive Aktionen vom eigenen Land fernzuhalten, war bereits in den ersten Kriegstagen gescheitert. Zwar konnte der deutsche Vormarsch bekanntlich in der ersten Marneschlacht gestoppt und damit die Umsetzung des Schlieffen-Plans, der einen schnellen Erfolg im Westen vorgesehen hatte, vereitelt werden, der Übergang zur eigenen Offensive jedoch gelang nicht. In den folgenden Wochen kam der Krieg (bei gleichzeitig mörderischen Kampfhandlungen mit extrem hohen Todesraten) zum Stillstand, die Front stabilisierte sich, die feindlichen Armeen gruben sich ein, bauten ihre Stellungen aus, organisierten Versorgung und Nachschub. Das französische Territorium war von nun an (und im Grunde bis zum Schluss des Krieges) dreigeteilt: Im Osten die von der deutschen Armee besetzte Zone, daran anschließend das eigentliche Frontgebiet (in dessen Kern sich das stellenweise kaum 100 Meter breite *no man’s land* zwischen den jeweils vordersten Gräben befand), westlich davon schließlich das unbesetzte, „freie“ Frankreich, in dem die Ökonomie, die Politik, der gesamte Lebensrhythmus mit zunehmender Dauer des Krieges immer stärker auf die Bedürfnisse der Kriegführung ausgerichtet wurden.

Die Westfront, deren Verlauf zwischen dem Winter 1914/15 und dem Frühjahr 1918 weitgehend unverändert blieb, sollte zum emblematischen Erfahrungsraum des Stellungskrieges werden.⁵ Dabei kam mit zunehmender Kriegsdauer die Überlegenheit der Defensive immer deutlicher zum Vorschein. Gegen die planmäßig ausgebauten Verteidigungsstellungen – die Stacheldrahtverhaue, die MG-Nester, die gestaffelten Schützengrabenlinien, die Verkehrsverbindungen ins Hinterland, die das schnelle Herbeiholen von Verstärkung ermöglichten –

waren entscheidende Offensivaktionen kaum mehr möglich. Die Front war dennoch nicht gänzlich symmetrisch aufgebaut. Die französische, westliche Seite wurde bewusst als eine Art Provisorium verstanden, denn man wollte aus psychologischen Gründen den Eindruck vermeiden, man habe sich mit dem Stellungskrieg – und damit mit der deutschen Besetzung mehrerer französischer Departements – abgefunden. Entsprechend hielt die französische Militärführung bis Mitte 1917 – letztlich gegen alle Vernunft – an der grundsätzlichen Auffassung fest, dass die Wiederaufnahme der Offensive möglich sei und unter allen Umständen der Durchbruch, die „percée“ durch die deutschen Linien, versucht werden müsse. Die hieraus resultierenden Schlachten – im Artois, in der Champagne, an der Somme und am Chemin des Dames nahe Reims im April 1917 – zeichneten sich durch exorbitant hohe Verlustraten bei gleichzeitig verschwindend geringen Geländegewinnen aus. Das Trommelfeuer der Artillerie, das in der Theorie die Verteidigung des Gegners außer Gefecht setzen sollte, erwies sich selbst dann als wirkungslos, wenn es, wie in den ersten Kriegsjahren üblich, auf mehrere Tage ausgedehnt wurde. Schon eine intakt gebliebene MG-Stellung konnte für den Angreifer, der sich zudem in einem durch die Granateinschläge völlig zerwühlten, unübersichtlichen Gelände bewegen musste, fatal sein. Die langanhaltende Artillerievorbereitung hatte zudem den Nachteil, den Gegner frühzeitig über einen bevorstehenden Angriff zu informieren; jeglicher Überraschungseffekt ging damit verloren.

Ausgerechnet bei der Schlacht, die sowohl im französischen als auch im deutschen kollektiven Gedächtnis als das Symbol des „Menschenschlachthauses“ Westfront gilt, ging der Angriff von der deutschen Seite aus. Die Schlacht von Verdun, die am 21. Februar 1916 mit stundenlanger Artillerievorbereitung von ungeheurer Intensität begann, tobte bis zum Dezember 1916.⁶ Das Gebiet der Schlacht war eng begrenzt: Es ging um einen etwa 15 Kilometer tiefen Geländebogen östlich und nördlich der alten Festungsstadt Verdun, ein Gelände, das zum Tal der Maas hin steil abfiel und das von französischer Seite durch zahlreiche Forts stark befestigt war. Der Einsatz von Material und

Truppen erreichte dabei bislang ungekannte Ausmaße. Entscheidende Geländegewinne gelangen jedoch trotz einiger spektakulärer Teilerfolge weder den angreifenden Deutschen noch den verteidigenden Franzosen. Was nach den monatelangen Kämpfen zurückblieb, waren eine Wüstenlandschaft und Ruinen. Die besonders umkämpfte Höhe „Toter Mann“ („Mort Homme“) auf dem linken Ufer der Maas verlor sechs Meter an Höhe. Neun Dörfer, die sich im Gebiet der Schlacht befunden hatten, wurden vollständig zerstört und auch nie wieder aufgebaut. Die Felder um sie herum waren unfruchtbar geworden, sie wurden aufgegeben und mit der Zeit aufgeforstet – heute befindet sich hier ein auf den ersten Blick idyllischer Wald, der aber bei näherem Hinsehen die Spuren des Krieges (Granattrichter, Schützengräben, Unterstände, Verteidigungswerke) nicht verbergen kann. Verdun ist allerdings nicht nur wegen dieser immensen Zerstörungen zum Symbol der Westfront geworden. Aus französischer Perspektive wurde die Schlacht an der Maas gleichzeitig zum Symbol des Widerstandes gegen die Invasion und des unbedingten Durchhaltewillens der Nation. „Ils ne passeront pas“ („Sie werden nicht durchkommen“) lautete der Tagesbefehl General Nivelles am 23. Juni 1916; wie eine Antwort darauf zielt heute noch die Inschrift „Ils n’ont pas passé“ („sie sind nicht durchgekommen“) das beeindruckende Kriegerdenkmal auf dem „Toten Mann“. Über die einzig verbliebene, schon während des Krieges „voie sacrée“ getaufte Verbindungsstraße zum Hinterland, wurde mit Lastwagen Tag und Nacht Nachschub an Material an die Front gebracht. Truppen wurden möglichst nur kurze Zeit an der vordersten Linie gelassen und relativ früh abgelöst; dies hatte zur Folge, dass die große Mehrheit der französischen Einheiten (70 von insgesamt 85 Divisionen) irgendwann im Laufe der Schlacht bei Verdun zum Einsatz kamen. Truppen anderer Nationen spielten hingegen kaum eine Rolle: Verdun blieb die nationale Verteidigungsschlacht par excellence.

Durch den Kriegsverlauf in den ersten Monaten nach Kriegsbeginn sind 10 französische Departements ganz oder teilweise unter deutsche Besatzung geraten.⁷ Besonders gravierend war, dass hier einige der bedeutendsten Industrie-

regionen (etwa die Gegend um Lille, Roubaix und Tourcoing) lagen, die nun in deutscher Hand waren. Die französische Kohle- und Stahlproduktion sank dramatisch, und die Abhängigkeit des Landes von Rohstoffimporten wurde massiv verstärkt. Für die betroffenen Menschen (insgesamt über 2 Millionen), die Annette Becker nicht ohne Grund die „vergesenen Opfer“ des Krieges genannt hat, stellte die Besatzung in vielfacher Hinsicht eine schwere Belastung dar. Sie litten unter der Isolation vom restlichen Frankreich (jeglicher Schriftverkehr mit Innerfrankreich war strikt verboten), unter den Zwangseinquartierungen deutscher Soldaten und Offiziere, unter den Requisitionen von Lebensmitteln, Wertgegenständen und Metallwaren, unter der Zwangsarbeit, die für die Besatzer zu leisten war, unter der Demontage von Industrieanlagen sowie unter den Evakuierungen und Deportationen. Auch die Versorgungslage war schlecht; vielfach beherrschte der Hunger den Alltag, und je schwieriger die Lebensbedingungen im Reich selbst wurden, desto härter wurde das Regiment in den besetzten Gebieten, insbesondere in den Städten.

Obwohl die deutschen Militärbehörden grundsätzlich bereit waren, sich an die Bestimmungen der Haager Landkriegsordnung von 1907 über den Umgang mit besetzten Gebieten zu halten, so ist doch unübersehbar, dass sie zwischen 1914 und 1918 mit großer Härte in den besetzten französischen Departements herrschten. Den Einheimischen begegnete man mit grundsätzlichem Misstrauen, das von der Furcht vor Partisanen (den „franc-tireurs“) genährt wurde. Jede Form der tatsächlichen oder vermeintlichen Widerständigkeit konnte hart bestraft werden und wurde hart bestraft, auch wenn Repressalien großen Stils, wie sie zu Beginn des Krieges vor allem in Belgien des Öfteren vorgekommen waren, nun weitestgehend ausblieben. Eine große psychologische Belastung stellte auch der Zwang dar, auf verschiedenste Weise für den Besatzer, also den Feind, zu arbeiten. Gerade in diesem heiklen Punkt war die Haager Landkriegsordnung uneindeutig. So war es im Prinzip verboten, die Bewohner der besetzten Gebiete zu Tätigkeiten zu verpflichten, die mit den Kriegsoperationen zusammenhängen (z. B. das Ausheben von Gräben); Zwangsarbeit für

die Bedürfnisse der Besatzungsarmee (etwa die Instandsetzung der zerstörten Infrastruktur) war hingegen erlaubt. Zwischen den beiden Formen eine klare Grenze zu ziehen war jedoch in der Praxis kaum möglich. Letztlich waren es immer die militärischen Bedürfnisse des Besatzers, die den Ausschlag gaben – in Reinform sollte dies in der sogenannten „Operation Alberich“ im Frühjahr 1917 zum Ausdruck kommen, als sich die deutsche Armee im Zuge einer Frontbegräbigung freiwillig etwa 40 km zurückzog und dabei eine Politik der verbrannten Erde praktizierte.

DIE FRANZÖSISCHE NATION IM KRIEG

Der Krieg fand aber nicht nur im eigenen Land statt, er war – aus Sicht der großen Mehrheit der Franzosen – auch ein gerechter Krieg. Der Kriegsausbruch entsprach einer Bedrohungsanalyse, die in weiten Teilen der Gesellschaft und über die politischen Lagergrenzen hinweg weit verbreitet war. Nicht der Wunsch nach „Revanche“ stand dabei im Vordergrund, sondern vielmehr die Verteidigung gegen einen Nachbarn, der als unberechenbar, potenziell aggressiv und wegen seiner demographischen Stärke und seiner industriellen Macht als strukturell überlegen angesehen wurde. In der Julikrise 1914 schienen sich die düsteren Vorhersagen eines Clemenceau, der schon 1912 vor dem deutschen Willen zum Krieg gewarnt hatte,⁸ zu bewahrheiten. Aus allgemeiner französischer Sicht kamen die Krise und schließlich der Krieg dennoch völlig unvorbereitet. Das Attentat von Sarajewo war kaum als Bedrohung für den europäischen Frieden wahrgenommen worden, das Land war mit anderen Problemen oder schlicht mit den Sommerferien beschäftigt.⁹ Eigene Interessen schienen bei der Auseinandersetzung zwischen Serbien einerseits und Österreich-Ungarn andererseits nicht im Spiel. Dass Staatspräsident Raymond Poincaré, wie neuere Studien gezeigt haben, während seiner Russlandreise (13.-23. Juli) durchaus krisenverschärfend gewirkt hatte, indem er dem Bündnispartner im Grunde bedingungslose Unterstützung zugesichert hatte, war in der Öffentlichkeit nicht bekannt und spielte bei den innerfranzösischen Debatten keine Rolle.¹⁰ In den entscheidenden letzten Julitagen er-

weckte die französische Regierung dann den Eindruck, tatsächlich alles in ihrer Macht stehende zu tun, um den drohenden Krieg noch zu vermeiden, sie hielt die eigenen Truppen von der Grenze fern und zögerte die Kriegserklärung so lange hinaus, bis die Regierung des Deutschen Reiches ihr zuvorkam und so die Verantwortung für den Beginn der Kampfhandlungen übernahm.

Durch die Ereignisse der ersten Monate gewann der Krieg in der französischen Öffentlichkeit noch an Legitimität. Der Bruch der belgischen Neutralität, die Kriegsverbrechen gegen die Zivilbevölkerungen in Belgien und Nordfrankreich, schließlich die Zerstörung wertvoller Kulturgüter wie der Bibliothek von Löwen oder der Kathedrale von Reims wurden in der Propaganda zum Bild der „barbarischen“ Kriegsführung der Deutschen verdichtet.¹¹ Dies ermöglichte es, alte Klischees von der zivilisatorischen Überlegenheit der französischen Nation neu aufleben zu lassen.¹² Zahlreiche Intellektuelle, darunter nicht nur nationalistische Schriftsteller wie Maurice Barrès, sondern auch Wissenschaftler wie der Soziologe Emile Durkheim oder der Historiker Ernest Lavisse taten sich bei dieser „geistigen Mobilmachung“ hervor. Dabei wurden nicht nur alte republikanisch-revolutionäre Ideen von einer fortschrittlichen „Mission“ Frankreichs gegenüber den rückständigen, monarchischen und militaristischen Gesellschaften Mitteleuropas (Russland tauchte in diesem Bild nicht auf) reaktiviert; auch rassistische Vorstellungen von den moralischen Defiziten der „germanischen Rasse“ spielten eine Rolle.¹³ Eine zentrale, staatliche Steuerung dieser Propaganda gab es übrigens in Frankreich ebenso wenig wie in Deutschland: Es waren die Intellektuellen selbst, die auf diese Weise ihren Beitrag für die Landesverteidigung leisten wollten; abweichende Stimmen wie die eines Romain Rolland waren rar.

Der politische Ausdruck dieser Verteidigungsgemeinschaft, die nicht (nur) auf Zwang und Indoktrination, sondern auf den geteilten Überzeugungen der großen Mehrheit der Franzosen beruhte, war die sogenannte „union sacrée“, das Bündnis aller maßgeblichen politischen Kräfte, das bereits wenige Tage nach Kriegsausbruch zwischen den Parteien ge-

geschlossen wurde.¹⁴ Kern dieses Bündnisses war die Überzeugung, dass in der Stunde der existenziellen Gefahr für die Nation die weltanschaulichen Unterschiede zwischen den einzelnen Parteien zurücktreten und alle Kräfte zugunsten der Landesverteidigung gebündelt werden müssten. Vier Punkte sind dabei hervorzuheben. Erstens: Die „union sacrée“ war vor allem negativ definiert. Es ging darum, die deutsche Invasion zurückzuschlagen, das Vaterland zu befreien. Darüber hinausgehende Kriegsziele blieben bewusst ausgeklammert, und tatsächlich gingen die Vorstellungen über die zukünftige Nachkriegsordnung weit auseinander, sieht man einmal von dem Sonderfall Elsass-Lothringen ab, dessen Rückkehr zu Frankreich (verstanden als Revision eines früheren Unrechts) von allen Parteien gefordert wurde.¹⁵ Zweitens zeigte sich in der „union sacrée“, wie stark doch die „Nationalisierung“ Frankreichs fortgeschritten und wie allgemein anerkannt der Wert des Patriotismus in der französischen Gesellschaft war – trotz der tiefen Gräben, die durch die politischen, sozialen und nicht zuletzt religiösen Auseinandersetzungen zwischen den „deux France“, den beiden Frankreich, gerissen worden waren. Diese Fähigkeit zur nationalen Einheit war vor 1914 vielfach angezweifelt worden; umso erstaunlicher erschien den Zeitgenossen das „Wunder der inneren Einheit“ (Thomas Raithe).¹⁶ Diese Einheit bedeutete drittens nicht eine De-Legitimierung der Parteien und der innergesellschaftlichen Interessenkonflikte; sie führte nicht zur Ideologie einer „Volksgemeinschaft“, sondern erkannte den weltanschaulichen Pluralismus, der das nachrevolutionäre Frankreich geprägt hatte, ausdrücklich an. Zwischen den Parteien sollte während des Krieges ein „Waffenstillstand“ („trêve“) herrschen. Dass aber Katholiken Katholiken, Sozialisten Sozialisten und Republikaner Republikaner bleiben würden, daran bestand kein Zweifel. Schließlich bedeutete die „union sacrée“ für die bisherigen politischen Außenseiter, insbesondere Sozialisten und Katholiken, einen wichtigen Integrationsschub: Die aggressiv antiklerikale Politik der Vorkriegszeit, die 1905 zur Trennung von Staat und Kirche geführt hatte, wurde nicht fortgeführt; gesellschaftlich kam es kriegsbedingt sogar zu einer Renaissance des religiösen

Lebens.¹⁷ Auch für die (vor dem Krieg strikt antimilitaristische und pazifistische) Arbeiterbewegung brachte die Integration in die „union sacrée“ handfeste Vorteile. Zunächst verzichtete die Regierung auf Repressivmaßnahmen gegen sozialistische Aktivisten, von denen man Widerstand gegen den Krieg erwarten konnte. Als besonders wichtig sollte sich die Übernahme des Rüstungsministeriums durch den Reformsozialisten Albert Thomas erweisen. Unter seiner Ägide konnten die Rüstungsanstrengungen im Rahmen des Möglichen sozial abgefedert werden, die Gewerkschaften wurden gestärkt und anerkannt, es erfolgten einige wichtige Weichenstellungen für die Organisation der industriellen Arbeitsbeziehungen der Nachkriegszeit.¹⁸

Die „union sacrée“ war somit nicht nur Ideologie oder eine Phrase, sondern durchaus gelebte politische Praxis. Dennoch sollte sie den Krieg nicht überdauern: An den vielfältigen Belastungen des Jahres 1917 ist sie schließlich zerbrochen. Drei voneinander unabhängige Phänomene kamen dabei zusammen: Der Misserfolg der großangelegten französischen Offensive am Chemin des Dames im April (Nivelle-Offensive), militärisch ein völliger Fehlschlag bei enormen Verlusten (147.000 Mann in nur zwei Wochen), führte in der französischen Armee zu einer massiven Krise der Kampfmoral. Diese mündete in eine regelrechte Meutereibewegung, die zeitweise durchaus bedrohliche Ausmaße annahm. Kollektiv, das war neu, verweigerten die Einheiten ihren Offizieren den Gehorsam; teilweise kam es auch zu gewaltsamen Übergriffen.

Auch an der „Heimatfront“ entwickelten sich unübersehbare Krisensymptome. Obwohl die Gewerkschaft CGT weiterhin der Regierung vertraute, nahm nach dem harten Winter 1916/17 die Zahl der innerbetrieblichen Konflikte deutlich zu, nicht zuletzt auch unter dem Eindruck der Februarrevolution in Russland und der militärischen Entwicklung an der Front.¹⁹ Auch wenn die Ausmaße der Streikwelle begrenzt blieben, so waren sie doch alarmierend, zumal zu den Forderungen der (häufig weiblichen) Streikenden in vielen Fällen ein baldiger Friedensschluss zählte. Wie dieser Frieden aussehen sollte, blieb dabei extrem

vage. Unübersehbar aber war, dass die Arbeiter den Eindruck gewannen, ihre Regierung engagiere sich nicht genug dafür, dem mörderischen Krieg ein Ende zu setzen.

Schließlich wuchs auch in der sozialistischen Partei der Anteil derer, die der Regierung eine Abkehr von den defensiven Kriegszielen und mangelnden Friedenswillen vorwarfen. Die verschiedenen (mehr oder weniger seriösen) Friedensinitiativen seitens der Mittelmächte oder neutraler Akteure waren in Paris auf taube Ohren gestoßen. Noch gravierender war, dass im Laufe des Jahres 1917 geheime Verhandlungen der Alliierten über die Kriegsziele ans Licht der Öffentlichkeit gelangten, in denen die Regierung Briand deutlich annexionistische Ambitionen gezeigt hatte. Die „union sacrée“ war diesen Belastungen nicht mehr gewachsen – im September zogen die Sozialisten ihre Minister aus der Regierung zurück.²⁰ Mit der Ernennung Georges Clemenceaus zum Regierungschef kurze Zeit später war innenpolitisch ein Wendepunkt erreicht: Denn anders als seine Vorgänger stand für den nun schon 76-jährigen Politiker nicht die Integration der Nation im Vordergrund, sondern allein die Mobilisierung für den Krieg. Dies schloss auch ein rigoroses Vorgehen gegen tatsächliche oder vermeintliche „innere Feinde“ mit ein: Spionen, Verrätern sowie Defaitisten wurde der Prozess gemacht.²¹ Mit seinem autoritären Politikstil brach er zudem mit der etablierten politischen Kultur der Vorkriegszeit.

Die Krise des Jahres 1917 darf jedoch nicht darüber hinwegtäuschen, dass der Grundkonsens über den Krieg, der sich seit 1914 herausgebildet hatte, bestehen blieb. Weder den meuternden Soldaten noch den streikenden Arbeiterinnen und Arbeitern noch den opponierenden Sozialisten ging es bei ihren Aktionen darum, die Kriegsanstrengungen einzustellen und ihre Forderungen zur Not auch unter Inkaufnahme der militärischen Niederlage durchzusetzen. „Frieden um jeden Preis“ war bei den Gruppen und Individuen, die man als „Pazifisten“ bezeichnete, genauso wenig mehrheitsfähig wie „Revolution um jeden Preis“ bei den linken Sozialisten. Die Überzeugung, dass das Vaterland verteidigt werden muss, dass der „Eindringling“ vom französischen Boden zu vertreiben ist und dass der Deutsche, „le boche“

im Jargon der Soldaten und der Kriegspropaganda, letztlich an dem Elend die Schuld trage, einte die französische Nation auch über das Krisenjahr 1917 hinweg. Diese Einheitserfahrung war, ungeachtet aller ideologischen Überhöhungen, die zweite Grundtatsache dieses Krieges – die zweite Antwort auf die eingangs gestellten Fragen nach den Gründen für die tiefe Verankerung der „Grande Guerre“ im kollektiven Gedächtnis der französischen Nation.

TRIUMPH UND TRAUER: AMBIVALENZEN DES SIEGES

Letztlich also haben die französische Nation und auch (was vielleicht noch weniger zu erwarten war bzw. erwartet wurde) die französische Republik die Bewährungsprobe des Krieges bestanden. Die sogenannte Heimatfront hat gehalten, allen Entbehrungen zum Trotz, die zivilen republikanischen Institutionen haben auch unter den Bedingungen des Krieges funktioniert und an der militärischen Front konnte selbst die letzte große deutsche Offensive im Frühjahr 1918 erfolgreich abgewehrt werden. Mit der Unterzeichnung des Waffenstillstandes am 11. November 1918 ging der Krieg zu Ende, und Frankreich zählte zu den Siegern. Sobald das Ereignis in der Öffentlichkeit bekannt wurde, strömten die Menschen zu Tausenden auf die Straßen, die Kirchenglocken läuteten im ganzen Land und die Abgeordnetenkammer huldigte Regierungschef Georges Clemenceau, von nun an „Père la Victoire“ genannt, der mit stehenden Ovationen gefeiert wurde. Gut ein halbes Jahr später, am 14. Juli 1919, fand die offizielle Siegesfeier statt; ein kilometerlanger Triumphzug der Armee vor Hunderttausenden von Zuschauern bewegte sich durch die Straßen von Paris. Sie markierte den Beginn einer Weltkriegserinnerung im Modus der Heldenverehrung und der Glorifizierung der eigenen Nation. In dieser Sicht hatte der Krieg die Überlegenheit des eigenen Volkes und der eigenen Werte bestätigt; Selbstkritik und Empathie für den Gegner hatten in ihr keinen Platz.

Der Triumphalismus, der hier zum Ausdruck kam, war jedoch nur eine Seite der Medaille. Denn der Sieg trug Trauer:²² Niemand konnte, bei aller Freude und allem Stolz über den glücklichen Kriegsausgang, die humanitären

Kosten des Sieges übersehen. Zu präsent, zu allgegenwärtig waren die Opfer. Noch heute kann man sich ein Bild von den ungeheuren Verlusten machen, wenn man die langen Namenslisten auf den Kriegerdenkmälern selbst kleinster Dörfer des ländlichen Frankreichs betrachtet. Zu den Toten kamen die, die schwere oder schwerste Verwundungen an Körper oder Seele davongetragen hatten; die (vielfach noch jungen) Invaliden, denen Gliedmaßen amputiert worden waren, die Gesichtsverletzten, die unter ihren Verstümmelungen psychisch in besonderem Maße litten, die schwer Traumatisierten, die die Erinnerung an die Kriegserlebnisse – das Artilleriefeuer, das Giftgas, den Nahkampf, das Leid und den Tod der Kameraden – nicht mehr losließ. Die Statistiken können das individuelle Leid, das sich hinter den nackten Zahlen verbirgt, nicht abbilden. Aber sie sprechen für sich: Insgesamt waren während des Krieges 1.383.000 französische Soldaten gefallen (dies ergibt einen Durchschnitt von fast 900 pro Tag); in einigen Jahrgängen, vor allem denjenigen, die bei Kriegsausbruch die aktive Armee stellten, betrug die Verlustquote bis zu 25 %.²³ Prozentual waren die Verluste der französischen Armee deutlich höher als die der deutschen, was sicher auch eine Folge der Offensivstrategie in den ersten drei Kriegsjahren war. 300.000 Männer galten als schwerst kriegsversehrt, 700.000 Kinder waren verwaist, 600.000 Frauen waren zu Witwen geworden.²⁴ Für die traditionell schwache französische Demographie (das ganze 19. Jahrhundert über war die Geburtenrate Frankreichs die niedrigste in ganz Europa) war dies eine Katastrophe, deren Folgen noch nach vielen Jahren zu spüren waren. Aber auch die kurzfristigen sozialen Konsequenzen waren enorm: Es waren Invaliden-, Witwen und Waisenrenten zu zahlen, der Arbeitskräftemangel musste kompensiert werden.

Dazu kamen die materiellen Verwüstungen, die der Krieg hinterlassen hatte. Der Wiederaufbau der durch den Krieg und die Besatzung zerstörten Regionen zog sich ebenfalls über Jahre hin, so dass die Wunden des Krieges noch viele Jahre sichtbar blieben. Nur langsam kehrte die evakuierte oder geflohene Bevölkerung zurück. Trümmer und Kriegsmaterial mussten

beseitigt, Gebäude repariert oder erneuert, die Infrastruktur neu aufgebaut werden. Allein im Département Somme waren 205 Dörfer vollständig, weitere 176 Dörfer teilweise zerstört, weit über 50.000 Häuser waren betroffen.²⁵ Der innerste Kern der Kampfgebiete, ein Streifen von 10-25 Kilometer Breite, wurde zur „zone rouge“, einer (vermeintlich) auf immer unbewohnbaren Zone, erklärt. Überall an der ehemaligen Front zeugten (und zeugen) riesige Soldatenfriedhöfe von den Kämpfen, die hier stattgefunden haben. Vielerorts ließen die Regierungen der Alliierten monumentale Denkmäler errichten, die an die Schlachten und ihre Opfer erinnern sollten – Briten in Thiepval an der Somme, Amerikaner in Montfaucon in den Argonnen, Frankreich etwa in Notre-Dame-de-Lorette (Flandern), in Verdun und am Hartmannswillerkopf (frz. „Vieil Armand“) in den Vogesen. Die Westfront wandelte sich vom „Kriegsschauplatz“ zum „Gedächtnisraum“, so die prägnante Formulierung von Susanne Brandt.²⁶

Die Ambivalenz von Triumph und Trauer beherrschte die französische Erinnerungskultur der 1920er- und 1930er-Jahre; staatliches, kommunales, militärisches, zivilgesellschaftliches und privates Gedenken wirkten dabei zusammen (ohne jedoch immer am gleichen Strang zu ziehen). Eine zentrale Rolle spielten die Verbände der ehemaligen Frontkämpfer, die erfolgreich (und mit einigem Recht) für sich reklamierten, die Stimme der „poilus“ zu repräsentieren. Antoine Prost hat geschätzt, dass Ende der 1920er-Jahre um die 3 Millionen Männer Mitglieder in einem der zahlreichen Verbände waren, aus denen sich die Bewegung zusammensetzte – die „Anciens combattants“ waren eine regelrechte Massenbewegung, deren Stimme Gewicht hatte.²⁷ Dezidiert stellten sie die Trauer um die Opfer in den Vordergrund des Gedenkens. In ihren Augen war es der „citoyen-soldat“, der Bürger in Uniform, der Frankreich durch sein Opfer („sacrifice“) vor dem Untergang gerettet hatte, nicht der Staat und die Regierung, nicht die Armee und der Generalstab. Das Credo der Veteranen war antimilitaristisch und pazifistisch. Der hinter ihnen liegende Krieg hatte in ihren Augen nur dann einen Sinn, wenn es der letzte gewesen ist. Auf Veranlas-

sung der Veteranen war schon 1922 der 11. November, also der Tag des Waffenstillstandes, zum staatlichen Gedenktag „des Sieges und des Friedens“ erhoben worden. In den folgenden Jahren legten sie größten Wert darauf, das Gefallenengedenken in den Mittelpunkt der Feiern zu rücken, und zwar mit Erfolg.²⁸ Es entwickelte sich ein Gedenkritual, dessen Kernelement die Versammlung der Gemeinde vor dem örtlichen Kriegerdenkmal (auf Französisch bezeichnenderweise „monument aux morts“, also Gefallenendenkmal genannt) war. Diese waren dank staatlicher Subventionen und öffentlicher Spendensammlungen in den 1920er-Jahren in nahezu allen Kommunen des Landes errichtet worden.²⁹ Die Spannung zwischen „Sieg“ und „Trauer“ lässt sich auch in ihrer Gestaltung und den Inschriften leicht wiederfinden. Das Spektrum war außerordentlich breit. Ausgesprochene Siegesdenkmäler, erkennbar an den Symbolen des französischen Triumphes und der deutschen Niederlage sowie einer virilheroischen Darstellung der Soldaten, bildeten das eine Extrem; hier fielen die Soldaten „glorreich“ oder „heroisch“ für das Vaterland, die Nation oder Frankreich im Kampf gegen die „Barbarei“. Das andere Extrem repräsentierten die (wenigen) radikal pazifistischen Denkmäler, in denen dem Krieg insgesamt jede Legitimität abgesprochen wurde. Hier wurde nicht nur getrauert, sondern auch angeklagt („maudite soit la guerre“ – „verflucht sei der Krieg“; so die Inschrift auf dem Denkmal von Gentioux). Dazwischen lagen zahlreiche feine Abstufungen; die Regel aber war, dass das Leid der Opfer – das der gefallenen oder verletzten Soldaten und das der Hinterbliebenen – nicht verschleiert, sondern offen gezeigt wurde. Vielfach findet man ausgesprochen realistische Darstellungen aus dem Kriegsalltag; und auch das Sterben der Soldaten ist kein Tabu, im Gegenteil.

Die Nachkriegszeit war somit durch einen ausgesprochenen Pluralismus der Kriegsdeutungen geprägt. Scheinbare Gewissheiten wurden in Frage gestellt: War Frankreich tatsächlich so unschuldig am Kriegsausbruch, wie man angenommen hatte? Wie war die Rolle von Staatspräsident Raymond Poincaré (von einem Teil der Öffentlichkeit mit beißender Kritik nur noch „Poincaré-la-guerre“ genannt) in der Julikrise

zu beurteilen? Ist die Armeeführung verantwortungslos mit dem Leben der ihnen anvertrauten Soldaten umgegangen, hat sie das „Menschenmaterial“ sinnlos „verheizt“? Ähnlich kontrovers wurde die Frage debattiert, welche Konsequenzen aus dem Krieg zu ziehen seien: Sollte man dem unterlegenen Deutschland mit Härte begegnen oder sollte man dem republikanisch gewordenen Nachbarn eine Chance geben, sich in die internationale Völkergemeinschaft zu integrieren? War der Versailler Friedensvertrag zu hart (wie man auf der politischen Linken meinte)? Oder etwa zu sanft (wie die nationalistische Rechte kritisierte)? Konnte es ein einfaches Zurück zu dem liberal-republikanischen Parlamentarismus der Vorkriegszeit geben? Nun gab es durchaus auch Stimmen, die das Wiederaufleben des Parteienstreits in den 1920er- und 1930er-Jahren für einen „Verrat“ an dem Einheitserlebnis der Schützengräben hielten und die die „union sacrée“ antiparlamentarisch gegen die Parteien als Interessenvertretung von (legitimen) Partikularinteressen wendeten.

Die populäre Erinnerung an den Krieg blieb von diesen politischen Debatten jedoch weitgehend unberührt; ein Minimalkonsens blieb über die politischen Lager hinweg bestehen, dessen Kern der Stolz auf die „Bewährung“ der eigenen Nation im Krieg und der Respekt vor den Opfern blieb. Dieser Grundkonsens wurde auch durch die Erfahrung des Zweiten Weltkrieges und der „dunklen Jahre“ der Okkupation und Kollaboration nicht grundlegend erschüttert, im Gegenteil. Der Erste Weltkrieg blieb die Referenz, das Modell des modernen Massenkrieges, der „richtige“ Krieg, der Krieg, mit dem das 20. Jahrhundert und die Verwerfungen der Moderne begonnen haben, der Anfang des zweiten „30-jährigen Krieges“, wie de Gaulle gesagt hat.

1914-2014: WELTKRIEGSGEDENKEN HEUTE

Von den „anciens combattants“, die so lange die Träger des Weltkriegsgedenkens waren, ist heute, 100 Jahre nach Beginn der Kämpfe, niemand mehr am Leben. Dennoch ist der Krieg im kollektiven Gedächtnis der Nation weiterhin erstaunlich präsent. Laut Nicolas Offenstadt, der mit seinem Buch „14-18 aujourd’hui“ eine Art Bestandsaufnahme der verschiedenen For-

men der Erinnerung vorgelegt hat, ist derzeit geradezu eine Renaissance des Interesses für den Krieg, den die Ur- oder Urgroßväter der heute Erwachsenen in den Gräben bei Verdun, Reims, Soissons oder Arras geführt haben, zu erkennen. Zu dieser Renaissance zählt das genealogische Interesse von Privatleuten an der Kriegserfahrung der eigenen Vorfahren ebenso wie das lokalhistorische Interesse von Geschichtsvereinen (vor allem in den Regionen der Front), die sich um die Instandhaltung des materiellen Erbes („patrimoine“) der großen Schlachten kümmern. Auch in der Populärkultur ist der Krieg präsent: Filme wie Jean-Pierre Jeunets „Un long dimanche de fiançailles“ (dtsch.: „Mathilde – eine große Liebe“), die Graphic Novels von Jacques Tardi („Putain de guerre“ u. a.) oder dem Autorenduo Kris und Maël („Notre mère la guerre“) oder Romane wie zuletzt Jean Echenoz’ „14“ finden auch bei einem breiteren Publikum großen Anklang, selbst die zeitgenössische Musik macht keine Ausnahme.³⁰ Und nicht zuletzt in der Politik ist der Krieg ein Thema geblieben, etwa, wenn es um die Frage einer möglichen Rehabilitierung der hingerichteten Deserteure oder Meuterer geht, wie sie 1997 der damalige Ministerpräsident Lionel Jospin ins Gespräch gebracht hatte, oder wenn es um die Integration der ehemaligen Kolonialtruppen in das Weltkriegsgedenken geht.

Der hundertste Jahrestag des Kriegsbeginns wird, das lässt sich jetzt schon mit Gewissheit sagen, erneut von der Vitalität der Kriegserinnerung in Frankreich zeugen.³¹ Der Große Krieg ist heute allerdings nicht mehr deshalb interessant, weil er in einem unmittelbaren Zusammenhang mit der Gegenwart steht und dadurch „Lehren“ für deren Bewältigung zur Verfügung stellt. Im Gegenteil, er fasziniert, gerade weil er so fremd geworden ist. In zwei weiteren Punkten unterscheidet sich das heutige Gedenken von der lebendigen Erinnerung der Zeitzeugengeneration. Der neue Gedenkboom reflektiert erstens einen grundsätzlichen Wandel der Erinnerungskultur, der in einem engen Zusammenhang mit dem Zweiten Weltkrieg und der Shoah steht: nämlich die Hinwendung zu den Opfern der massenhaften Gewalt, die das 20. Jahrhundert geprägt hat. Nicht die

militärischen Führer, nicht die verantwortlichen Politiker stehen im Zentrum des Interesses, sondern die einfachen Soldaten, die die unmenschlichen Lebensbedingungen in den Schützengräben ertragen mussten und von denen so viele den Krieg nicht überleben sollten. Dieses Opfergedenken ist weitgehend entpolitisiert. Die Opfer und die Sache, für die sie gefallen sind, werden dabei künstlich getrennt, und dass die Soldaten selbst Teil der „Kriegskultur“ gewesen sind, gerät aus dem Blick. Zweitens ist das neue Interesse für den Ersten Weltkrieg geprägt durch Internationalisierung und Europäisierung. Als Ressource im politischen Diskurs dient der Erste Weltkrieg nur noch als Negativfolie, vor der die Erfolgsgeschichte der europäischen Einigung umso heller leuchten kann. Vielfach sind daher in den letzten Jahren Initiativen zu beobachten, in denen der enge nationalstaatliche Fokus überwunden wird. Dies ist etwa im „Historial de la Grande Guerre“ in Péronne der Fall; am Hartmannswillerkopf in den Vogesen soll 2015 eine neue Gedenkstätte explizit als deutsch-französischer Erinnerungsort eingeweiht werden. Auch auf der politischen Ebene sind zahlreiche Begegnungen führender Staatsmänner und -frauen geplant, die prominent von dieser neuen supranationalen Perspektive auf den Krieg zeugen. So ist es nicht ausgeschlossen, dass sich der „Große Krieg“, der bisher ein nationaler Erinnerungsort par excellence war, langsam zu einem europäischen Erinnerungsort wandeln wird.

|| **DR. DANIEL MOLLENHAUER**

Lehrkraft für besondere Aufgaben, Historisches Seminar der Ludwig-Maximilians-Universität, München

ANMERKUNGEN

- ¹ Offenstadt, Nicolas: Die „derniers poilus“. Zur identitätsstiftenden Kraft von Kriegsveteranen im zeitgenössischen Frankreich, in: Burgfrieden und Union sacrée. Literarische Deutungen und politische Ordnungsvorstellungen in Deutschland und Frankreich 1914-1933, hrsg. von Wolfram Pyta und Carsten Kretschmann, München 2011, S. 313-328; Hopquin, Benoît: Lazare Ponticelli, Le dernier poilu français, in: *Le Monde*, 12.3.2008.
- ² Vgl. Kloth, Hans Michael: Der leise Tod des letzten Veteranen, in: *Spiegel-online*, 24.1.2008, <http://www.spiegel.de/einestages/erster-weltkrieg-a-946560.html>, Stand: 30.3.2014; vgl. auch Weinrich, Arndt: Der Centenaire und die deutsch-französischen Beziehungen, <http://grandeguerre.hypothes.es.org/143>, Stand: 30.3.2014.
- ³ Überblicksdarstellungen zur Thematik, auf die sich auch dieser Beitrag stützt, sind u. a. Becker, Jean-Jacques / Krumeich, Gerd: *Der Große Krieg. Deutschland und Frankreich im Ersten Weltkrieg 1914-1918*, Essen 2010; Audoin-Rouzeau, Stéphane / Becker, Annette / Smith, Leonhard V.: *France and the Great War 1914-1918*, Cambridge 2003; Duroselle, Jean-Baptiste: *La Grande Guerre des Français. L'incompréhensible*, Paris 1994. Aus vergleichender Perspektive ungemein anregend: Leonhard, Jörn: *Die Büchse der Pandora. Geschichte des Ersten Weltkriegs*, München 2014.
- ⁴ Die Formel garniert in verschiedensten Variationen zahlreiche Artikel Clemenceaus, z. B. *La seule question*, in: *L'homme enchaîné*, 11.2.1916, S. 1.
- ⁵ Brandt, Susanne: *Vom Kriegsschauplatz zum Gedächtnisraum. Die Westfront 1914-1940*, Baden-Baden 2000; Bourne, John M.: *Art. Westfront*, in: *Enzyklopädie des Ersten Weltkriegs*, hrsg. von Gerhard Hirschfeld und Gerd Krumeich, Paderborn 2003, S. 960-967.
- ⁶ Krumeich, Gerd: *Der Mensch als „Material“*. Verdun, 21. Februar bis 9. September 1916, in: *Schlachten der Weltgeschichte*, hrsg. von Stig Förster, Markus Pöhlmann und Dierk Walter, München 2004, S. 295-305; Münch, Matti: *Verdun. Mythos und Alltag einer Schlacht*, München 2006; Prost, Antoine: *Verdun*, in: *Les Lieux de mémoire*, Bd. 2, hrsg. von Pierre Nora, Paris 1997, S. 1755-1780; Jessen, Olaf: *Verdun 1916*, München 2014.
- ⁷ Becker, Annette: *Les cicatrices rouges 14-18. France et Belgique occupées*, Paris 2010; Nivet, Philippe: *La France occupée 1918-1918*, Paris 2011.
- ⁸ Vgl. Mollenhauer, Daniel: *Sous le canon d'Agadir. Clemenceau et le raidissement de 1911*, in: *Georges Clemenceau et la Grande Guerre*, hrsg. von Sylvie Brodziak und Caroline Fontaine, Paris 2010, S. 67-82.
- ⁹ Becker, Jean-Jacques: *1914, comment le Français sont entrés dans la guerre*, Paris 1977.
- ¹⁰ Schmidt, Stephan: *Frankreichs Außenpolitik in der Julikrise 1914. Ein Beitrag zur Geschichte des Ausbruchs des Ersten Weltkrieges*, München 2009.
- ¹¹ Horne, John / Kramer, Alan: *Deutsche Kriegsgruel 1914. Die umstrittene Wahrheit*, Hamburg 2004.
- ¹² Zu den Feindbildern vgl. Jeismann, Michael: *Das Vaterland der Feinde. Studien zum nationalen Feindbegriff und Selbstverständnis in Deutschland und Frankreich, 1792-1918*, Stuttgart 1992.
- ¹³ Jurt, Joseph: *Frankreichs engagierte Intellektuelle. Von Zola bis Bourdieu*, Göttingen 2012, S. 63-80.
- ¹⁴ Zum Gesamtzusammenhang vgl. Pyta, Wolfram / Kretschmann, Carsten (Hrsg.): *Burgfrieden und Union sacrée*, München 2011 (= *Historische Zeitschrift*, Beiheft 54).
- ¹⁵ Zu den französischen Kriegszielen vgl. Stevenson, David: *French War Aims against Germany 1914-1919*, Oxford 1982.
- ¹⁶ Vgl. zum Gesamtzusammenhang Audoin-Rouzeau, Stéphane / Becker, Jean-Jacques: *La France, la nation, la guerre: 1850-1920*, Paris 1995; Raithel, Thomas: *Das „Wunder“ der inneren Einheit. Studien zur deutschen und französischen Öffentlichkeit zu Beginn des Ersten Weltkriegs*, Bonn 1996.
- ¹⁷ Becker, Annette: *La guerre et la foi. De la mort à la mémoire, 1914-1930*, Paris 1994; Hoffmann, Michael: *Die französischen Katholiken und der Erste Weltkrieg. Die Rückkehr aus der Sondergesellschaft*, in: *Burgfrieden und Union sacrée. Literarische Deutungen und politische Ordnungsvorstellungen in Deutschland und Frankreich 1914-1933*, hrsg. von Wolfram Pyta und Carsten Kretschmann, München 2011, S. 85-108.
- ¹⁸ Grossheim, Heinrich: *Sozialisten in der Verantwortung. Die französischen Sozialisten und Gewerkschafter im Ersten Weltkrieg 1914-1917*, Bonn 1978.
- ¹⁹ Zu den Streiks Duroselle: *La Grande Guerre des Français*, S. 197-202.
- ²⁰ Grossheim: *Sozialisten in der Verantwortung*.
- ²¹ Zu Georges Clemenceau vgl. den Sammelband Brodziak, Sylvie / Fontaine, Caroline (Hrsg.): *Georges Clemenceau et la Grande Guerre, 1906-1929*, Paris 2010; zur Jagd auf Spione und „innere Feinde“ Bavendamm, Gundula: *Spionage und Verrat. Konspirative Kriegserzählungen und französische Innenpolitik 1914-1917*, Essen 2004.
- ²² „La victoire endeuillée“ hat Bruno Cabanes sehr zu Recht seine wichtige Studie über die Demobilisierung der französischen Soldaten in den Jahren 1919/20 betitelt; Cabanes, Bruno: *La victoire endeuillée. La sortie de guerre des soldats français (1918-1920)*, Paris 2004.
- ²³ Zahlen nach Audoin-Rouzeau / Becker / Smith: *France and the Great War*, S. 69.
- ²⁴ Zahlen nach Krumeich / Becker: *Der Große Krieg*, S. 305-306.

- ²⁵ Zum Gesamtzusammenhang vgl. Collectif: Reconstructions en Picardie après 1918, Paris 2000; Zahlen nach Lobry, Gérard: La vie au „provisoire“, in: Reconstructions en Picardie après 1918, von Collectif, Paris 2000, S. 34-49, hier S. 35.
- ²⁶ Brandt: Vom Kriegsschauplatz zum Gedächtnisraum; Bourne: Art. Westfront, in: Enzyklopädie des Ersten Weltkriegs, S. 960-967.
- ²⁷ Prost, Antoine: Les Anciens combattants, 1914-1939, Paris 1977, S. 67.
- ²⁸ Dalisson, Remi: 11 novembre. Du souvenir à la mémoire, Paris 2013.
- ²⁹ Becker, Annette: Les Monuments aux morts. Patrimoine et mémoire de la Grande Guerre, Paris 1988; Rive, Philippe (Hrsg.): Monuments de mémoire. Les monuments aux morts de la Première Guerre Mondiale, Paris 1991; Prost, Antoine: Les monuments aux morts. Culte républicain? Culte civique? Culte patriotique?, in: Les Lieux de mémoire, Bd. 1, hrsg. von Pierre Nora, Paris 1997, S. 199-223.
- ³⁰ Offenstadt, Nicolas: 14-18 aujourd'hui. La Grande Guerre dans la France contemporaine, Paris 2010, S. 13-100.
- ³¹ Einen Eindruck vermittelt etwa das Werk von Jeanneney, Jean-Noël: La Grande Guerre, si loin, si proche. Réflexions sur un Centenaire, Paris 2013, vgl. auch den vom damaligen Präsidenten Nicolas Sarkozy in Auftrag gegebene Bericht des Senators Joseph Zimet zu dem Stand der Planungen, in deutscher Sprache unter: www.grandeguerre.hypotheses.org/359, Stand: 5.4.2014.